

Szenen aus einem sowjetischen Kinderleben

Lakonisch, unsentimental, poetisch verknüpft: Die große russische Autorin Ljudmila Petruschewskaja erzählt von ihrer entbehrungsreichen Kindheit und Jugend



Ljudmila Petruschewskaja: „Das Mädchen aus dem Hotel Metropol“. Aus dem Russischen von Antje Leetz. Schöffling, Frankfurt/M. 2019, 256 S., 24 Euro

Von Katharina Granzin

Angesichts der Dinge, die Ljudmila Petruschewskaja in jungen Jahren erlebte, ist dieses Buch einerseits erstaunlich schmal. Andererseits ist es aber auch typisch für diese große Lakonikerin unter den russischen AutorInnen, dass sie noch die größten Dramen und Tragödien, die ihr früh im Leben zustießen, in äußerster Verknappung wiedergibt. Melodram ist ihre Sache nicht.

1938 in eine Familie von „Volksfeinden“ geboren (etliche Verwandte waren Opfer des stalinistischen Terrors geworden), war die kleine Ljudmila drei Jahre alt, als der Krieg mit Hitlerdeutschland begann. Zusammen mit Mutter, Tante und Großmutter wird sie nach Kuibischew zwangsausgesiedelt, wo sie wie Ausgestoßene leben. Die anderen Bewohner der Kommunalwohnung lassen die Verfeimten nicht einmal das Badezimmer benutzen. Essen und Kleidung gibt es nicht. Das kleine Mädchen treibt sich herum, bettelt, verwildert und läuft mit sieben Jahren zum ersten Mal fort.

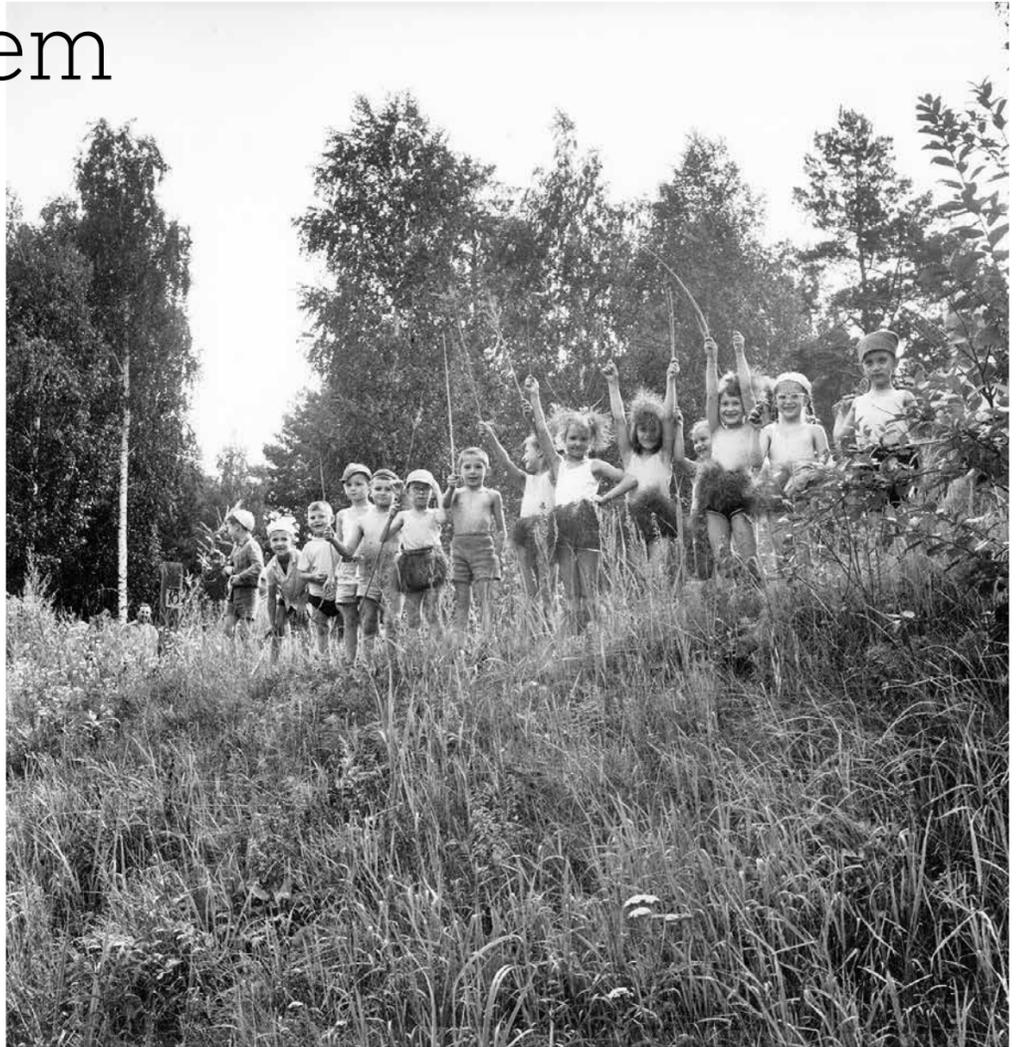
Endlich holt ihre Mutter – die nach Moskau zurückgegangen war, um ihr Studium fortzusetzen – die Tochter wieder zu sich. Im Zimmer des Großvaters, eines renommierten Linguisten, der nach einer fachlichen Auseinandersetzung mit Stalin seinen Lehrstuhl verliert und in ohnmächtigem Zorn nachts gegen die Wände schlägt, wohnen Mutter und Kind jahrelang unter dem Ess-tisch.

Dass von anderen Menschen prinzipiell nichts Gutes zu erwarten ist, lernt das Mädchen sehr früh. Böse Nachbarn, eine missgünstige Stiefgroßmutter und nicht zuletzt die Grausamkeit der anderen Kinder verhelfen ihr zu nachhaltigen Erfahrungen fürs Leben. Selbst die erste Verliebtheit, die sie als Zwölfjährige in einem Kinderheim erlebt, kommt nur in vergifteter Form zu ihr, da sie verbunden ist mit angedrohter sexueller Gewalt.

Diese Erinnerungen stellen keine fortlaufende Erzählung dar, sondern sind eher Schlaglichter auf einzelne Szenen, die recht unvermittelt nebeneinandergesetzt werden – mal poetisch pointiert, mal ganz nüchtern, mal mit kleinem retrospektivem Kommentar. Zwischen den hell beleuchteten Szenarien können zeitliche Dunkelfelder von mehreren Jahren liegen. Ganz ähnlich funktioniert schließlich auch die menschliche Erinnerung; hängen bleibt im Gedächtnis vor allem, was mit starken Emotionen verbun-

Keine Antwort richtig. Wegen aufrechter proletarischer Haltung bekam sie dennoch eine Drei

den ist. (Dennoch ist es unmöglich, dass die Autorin sich wirklich daran erinnert, wie sie im Alter von einem Jahr laufen gelernt hat!) Neben vielen erschreckenden und gefährlich wirkenden Situationen beschreibt sie zum Beispiel auch Erinnerungen



Die Zeit, in der alle den Arm heben mussten: Kinder beim Spiel in der Sowjetunion Foto: Paul Almasy/AGK

an die Großmutter, die, von Wassersucht und Hunger geschwächt, nur noch auf dem Bett liegen kann, aber dem kleinen Mädchen auswendig Novellen von Gogol nacherzählt.

Aus den späteren, den Jugendjahren haben insgesamt weniger Ereignisse Eingang ins Buch gefunden; von den fünf Studienjahren an der Journalistischen Fakultät sogar nur die Abschlussprüfung – bei der die Absolventin keine einzige Frage beantworten kann, aber trotzdem eine Drei bekommt, da sie vor der Kommission mit besonders aufrechter proletarischer Haltung Eindruck macht. Für eine studentische Baubrigade schreibt sie als frisch gebackene Journalistin die Brigadezeitung, wird dabei zufäl-

lig fürs Radio entdeckt und macht in der Kulturabteilung des staatlichen Rundfunks Karriere.

Als in der Belegschaft 1968 über den Einmarsch in die Tschechoslowakei abgestimmt wird, hebt auch Ljudmila Petruschewskaja, um den Lebensunterhalt ihrer Familie nicht zu gefährden, die Hand bei „dafür“. Dazu schreibt sie: „In diesen schweren Zeiten, als man auf Versammlungen die Hand heben musste, sagte ich zu mir: Wir sind Undercoveragenten in einem feindlichen Land. Das Komischste war, dass es damals unheimlich viele von diesen Undercoveragenten gab, fast das ganze Land war undercover.“

Ganz anders als etwa ihre um eine Generation jüngere Lands-

männin Maria Stepanowa, die in ihrem ebenfalls kürzlich erschienenen Langessay „Nach dem Gedächtnis“ kunstvoll das Verhältnis von Wirklichkeit, Erinnerung und Überlieferung reflektiert, schert Petruschewskaja sich um derlei Betrachtungen kein bisschen. Ihre Erinnerungen sind ganz Wirklichkeit, weil sie eben die Erinnerungen sind, die sie hat. Und während sie erzählt, werden sie gleichsam wieder gegenwärtig.

Ihre prägnanten, knappen Szenen lassen in „Das Mädchen aus dem Hotel Metropol“ eine Epoche schmerzhaft – und manchmal schmerzhaft komisch – wieder aufleben, die mittlerweile schon unendlich fern schien.

Antisemitismus und Unsichtbarkeit

Was geht denn euch an, wer ich bin? Der Schriftsteller Arnon Grünberg plädiert für das Recht, seine Identität verbergen zu können



Arnon Grünberg wurde 1971 in Amsterdam geboren, er lebt und arbeitet in New York. Auf Deutsch erschien zuletzt der Roman „Muttermale“ (Kiepenheuer & Witsch)

Von Arnon Grünberg

Neulich sprach ich mit Lody van de Kamp, dem Rabbi der jüdisch-orthodoxen Gemeinde. Wir trafen uns in einem koscheren Restaurant in Buitenveldert, einer größtenteils jüdischen Nachbarschaft in Amsterdam. „Hier können sie uns in freier Wildbahn sehen“, scherzte er. „So wie man in De Baarsjes [auch ein Viertel in Amsterdam] hauptsächlich Muslime finden kann.“

Der Rabbiner hat eine Methode entwickelt, um die Polarisierung zwischen unterschiedlichen Gemeinschaften zu bekämpfen; sie richtet sich vor allem an junge Menschen. „Antisemitismus gibt es seit Ewigkeiten, und er wird nicht verschwinden“, sagt er, „aber ich glaube nicht daran, dass er heute ein größeres Problem darstellt als noch vor zehn Jahren. Außerdem ist es gefährlich für die jüdische Gemeinde, sich so sehr vom Antisemitismus aufsaugen zu lassen – lassen wir uns nicht auf die Menschen reduzieren, die uns hassen.“

Aber natürlich, antisemitische Vorfälle nehmen zu in Europa und den USA. Und gleichzeitig behauptet die extreme Rechte gern, dass dieses Problem ausschließlich durch muslimische Migranten verschärft

wird. Die PVV mit Geert Wilders in den Niederlanden, Rassemblement National mit Le Pen in Frankreich, die AfD in Deutschland – jede dieser Parteien behauptet, mit Israel zu sympathisieren, sie alle positionieren sich als Verteidiger der europäischen jüdischen Gemeinschaften und gegen Muslime, die angeblich Juden hassen. Wie die *New York Times* festgestellt hat, scheinen al-

Vielleicht liegt der eigentliche Kern der Integration sogar in dem Recht, unsichtbar zu sein

lerdings inzwischen 55 Prozent der AfD-Anhänger zu glauben, Juden hätten zu viel Macht, während „nur“ 22 Prozent aller Deutschen die gleiche Aussage unterstützen.

Jeder Mensch kann wissen, dass die Feindseligkeit gegen Muslime ein Ausdruck der Feindseligkeit gegen den Anderen ist, und Juden bleiben 2019 dieser „Anderer“.

Ich bin in den siebziger und achtziger Jahren in Amsterdam aufgewachsen, als Sohn deutsch-jüdischer Einwanderer, die den Krieg

überlebt hatten. Auf dem Weg in die Synagoge durfte ich keine Kippa tragen. Während wir unsere Sommerferien in Deutschland verbrachten, verheimlichten wir, dass wir Juden waren, und gaben vor, „normale“ Deutsche zu sein, die in den Niederlanden lebten.

Ein Psychotherapeut sagte mir, Geheimnisse können Traumata verursachen, aber ich habe diese Geheimhaltung nie als traumatisch erlebt. Es geht niemanden etwas an, wer ich bin oder wer ich nicht bin, wenn ich in der Öffentlichkeit bin. Es ist nicht jeder Minderheit möglich, aber manchmal kann man sich verbergen, man muss seine Geheimnisse nicht ständig preisgeben. Vielleicht liegt der eigentliche Kern der Integration sogar in dem Recht, unsichtbar zu sein. Gerade wenn man die Schrecken der aufrechten Anpassung im Kopf behält.

Überall sehen wir den Niedergang der europäischen Tabus aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Lange Zeit hegten viele Menschen die Illusion, dass die Schatten der Schoah den Antisemitismus in Europa sozial geächtet halten würden. Der Staat Israel erwies sich jedoch als schwieriger Faktor, viele Menschen sind bis heute nicht in der Lage oder nicht willens, zwischen israelischer Politik und den

Juden zu unterscheiden. Was oft zur antisemitischen Vorstellung führte, dass im Nahen Osten Juden die Unterdrückten sind. Vielleicht müssten die Menschen erst einmal verstehen, dass die Opferrolle nicht das selbe ist wie ein Heiligtum.

Antisemitisches Gedankengut wurde nach 1945 also keinesfalls ausgerottet, und der Aufstieg eines verjüngten Antisemitismus ist nun zudem ein Symptom dafür, dass der Zweite Weltkrieg aus den Augen verloren wird.

Der Hass auf den Anderen kann und wird immer rationalisiert werden; der Jude als Bolschewist, das war verbreitet um 1930; der Muslim als Terrorist, diese Verknüpfung gibt es seit Anfang dieses Jahrhunderts; von der Vorstellung, dass Juden die Weltbank und Hollywood kontrollieren, erzählte mir ein Pastor in Phoenix, Arizona, diese Verschwörungstheorie existiert, seit es Hollywood und die Weltbank gibt. Eine bessere Bildung mag manches ausrichten, ist aber keineswegs ein Allheilmittel. Vor ein paar Jahren kam eine freundliche Dame nach einem Vortrag in Deutschland auf mich zu und sagte: „Ich bin so froh, dass Sie lächeln, ich habe noch nie einen Juden lächeln gesehen.“

„Ja, wir lächeln auch gelegentlich“, antwortete ich.

Sie war gebildet. Ich sage das nur, um zu veranschaulichen, dass Vorurteile so lange bestehen werden, solange es Menschen gibt. Entscheidend ist, wie wir mit ihnen umgehen und ob Politiker sie für Wahlgewinne ausbeuten können.

In der heutigen Zeit, so scheint es, sind wir verpflichtet, unsere Identitäten zur Schau zu stellen, aber vergessen wir nicht unser Recht auf Geheimnisse oder das Recht auf eine geheime und fließende Identität, die mir gehört, egal was andere Menschen darüber auch denken. Meine Schwester in Israel würde das „Ghettomentalität“ nennen, aber ich glaube, dass dieses Recht auf Unsichtbarkeit von grundlegender Bedeutung ist. Ich glaube nämlich auch, dass es nicht nur aus einer Angst heraus wichtig ist, sondern aus einem tief verwurzelten Hunger nach Freiheit.

Ich übe das Recht aus, nicht hineinzu passen. Das ist eine andere Art, zu sagen: Ich übe mein Recht auf Einsamkeit aus. Wer ich bin, soweit wir das überhaupt über uns selbst wissen können, geht niemanden etwas an, bestenfalls nur meine Freunde und Lieben, vielleicht meine Leser. Aber auch vor denjenigen, mit denen wir unser Bett teilen, können und werden wir unsere Geheimnisse haben.